

not only so clearly link individual actions to impersonal structures but also do so with reference to the »Third Reich«. As the central trauma of modern German history, the Nazi experience is no doubt the most powerful illustration of the inseparability of individual and collective responsibilities for the course of history. To the credit of the book's twenty-six authors and two editors, they have successfully avoided treating this catastrophe teleologically but rather situate these chapters, as well as another entitled »Anti-Semitism«, within the ongoing, indeterminate struggle of Germans, like any other people, to construct and affirm their selves, their families, their memories, their senses of place, and their worth. By eschewing grand narratives, ATG26 has made an important contribution to German Studies. The book will make a valuable teaching resource in that it will encourage students to link the everyday experiences of Germans over the past century with their own ethical responsibilities for the present.

*Laurence McFalls (Montréal)*

## **Eine Geschichte des Museumsobjektes 1968–2000**

*Mario Schulze, Wie die Dinge sprechen lernten. Eine Geschichte des Museumsobjektes 1968–2000 (Edition Museum; Bd. 25), Bielefeld (transcript) 2017, 404 S., 30 Abb., 44,99 €*

Nicht wenige Museen nehmen für ihre Ausstellungspraktiken in Anspruch, dass sie die Objekte ihrer Sammlungen ins Zentrum setzen, sie gar für sich sprechen lassen wollen. So betonte auch Hans Ottomeyer, ehemals Direktor des Deutschen Historischen Museums in Berlin, für die 2006 eröffnete Dauerausstellung

zur deutschen Geschichte, die Objekte stünden im Vordergrund und kommentierten sich gegenseitig. Die Annahme, Objekte seien nicht einfach passive Zeugen vergangener Ereignisse, sondern ihrerseits Akteure, ist jedoch nicht schon immer handlungsleitend für die Ausstellungspraktiken von Kurator\*innen gewesen.

Diese Überlegung war Ausgangspunkt für die Arbeit von Mario Schulze. Er hat sich in seiner Studie dem Wandel der Annahmen zum »Sein, Sollen und Können der Museumsobjekte« gewidmet. Der These, dass sich Ausstellungsästhetiken entsprechend eines jeweils vorherrschenden Objektwissens verändern, geht er mittels der Methode einer diskurstheoretisch fundierten historischen Ontologie nach. Für seine Analysen zu einem jeweils spezifischen Objektwissen legt er den Fokus auf das Wechselverhältnis von Geisteswissenschaften, Konsum und Museum und untersucht Ausstellungen des Historischen Museums Frankfurt sowie des Werkbundarchivs – Museum der Dinge in Berlin.

Der dazu von Schulze gewählte Untersuchungszeitraum von den 1970er Jahren bis in die 2000er Jahre weicht von bisher gängigen Museumsuntersuchungen ab, die sich in der Regel dem »Museum der Moderne« und insbesondere den musealen Entwicklungen seit dem 19. Jahrhundert widmeten. Den Blick für die Untersuchung auf das letzte Drittel des 20. Jahrhunderts zu legen, folgt der Überlegung, dass sich gerade seit den späten 1960er Jahren starke gesellschaftliche Veränderungsprozesse vollzogen haben, die sich auch in der musealen Praxis niederschlugen. So macht Schulze Anfang der 1970er Jahre einen prägnanten Bruch musealer Praktiken mit ihrer Vergangenheit aus.

Das zeigt er im zweiten Kapitel am Beispiel des Historischen Museums

Frankfurt, in dem 1972 die bisher gängige Objektschau in Vitrinen durch eine nahezu ausschließlich aus Texttafeln bestehende Ausstellung abgelöst wird. Die Beweggründe für diesen Bruch sucht Schulze sowohl in den gesellschaftspolitischen wie geisteswissenschaftlichen Strömungen als auch in der zeitgenössischen Auseinandersetzung mit Konsum. Die neue Objektskepsis, die Schulze für das Frankfurter Museum zu Beginn der 1970er Jahre konstatiert, führt er auf den *linguistic turn* (1960er Jahre) sowie auf die Zielsetzung zurück, erstmals eine Arbeiter- und Sozialgeschichte museal vermitteln zu wollen, für die die Objekte schlicht fehlten. Die Sozialgeschichte prägte nicht nur die Ausstellungsarbeit in Frankfurt, sondern setzte sich BRD-weit in Museen mit dem Ziel durch, politische Prozesse und Zusammenhänge vermitteln zu wollen. Zeitgleich herrschte zu dieser Zeit, so zeigt Schulze auf, eine stark marxistisch geprägte Konsumkritik, die die Ausstellungsmacher\*innen in Frankfurt rezipierten und davon ausgehend im Museum die Sprachfähigkeit der vorhandenen Objekte in Frage stellten.

Für die 1980er Jahre macht Schulze im dritten Kapitel einen weiteren Wandel in den musealen Ästhetiken des Historischen Museums Frankfurt aus. Es kamen wieder mehr Objekte zum Einsatz. Allerdings fehlten auch die Objekte für das zu dieser Zeit neue Interesse an Frauengeschichte(n). Neben einem gezielten Sammeln von Alltagsgegenständen orientierten sich die Kurator\*innen für die Ausstellungsarbeit an der Semiotik. Präsentationen der Objekte in Ausstellungsensembles sollten deren Lesbarkeit hinsichtlich eines vorgängig erdachten Sinns vereinfachen. Schulze verweist in diesem Kontext auch auf internationale Entwicklungen in Museen, die durch eine Objektsemiotik geprägt wurde. In

Frankreich kamen die Impulse durch Historiker\*innen der Schule der Annales sowie poststrukturalistische Denker\*innen. In den USA bestimmte die Smithsonian Institution Museumsarbeit als Interpretation von Objektbedeutungen.

Für die Untersuchung der Entwicklungen der 1990er und 2000er Jahre analysiert Schulze im vierten und fünften Kapitel die Ausstellungspraktiken des Werkbundarchivs in Berlin. Die weiterhin semiotisch geprägte Vorstellung einer Polyphonie der Objekte brachte in den 1990er Jahren aufwendige Inszenierungen sowie audiovisuelle und atmosphärische Installationen hervor, die die ausgestellten Objekte zum Sprechen bringen sollten.

In den 2000er Jahren vollzog sich ein neuerlicher Bruch mit diesen kuratorischen Praxen. Es wurde zunehmend angenommen, die Dinge seien selbst handlungsfähig und könnten für sich sprechen. Dieses neue Objektwissen sieht Schulze im *material turn* begründet, welcher unter anderem ein Verständnis von Dingen als eigensinnigen ›Akteuten‹ (Latour) hervorbrachte. Mit diesem neuerlich gewandelten Objektverständnis kamen die in den 1970er Jahren in Frankfurt verbannten Vitrinen wieder zurück in die Museen. Den mittlerweile als Dinge konzeptionalisierten Gegenständen im Museum wurde ein pädagogischer wie identitätsstiftender Wert zugesprochen. Sie sollten Erinnerungen, Emotionen und Erkenntnisse auslösen. Vor diesem Hintergrund galten die Inszenierungen der Vorjahre gar als Bevormundung des Publikums. Als Antwort auf eine zunehmende Digitalisierung legten Museen laut Schulze einen verstärkten Fokus auf den Aspekt des Erlebens von Materialität als Alleinstellungsmerkmal. Konsequenterweise wurde das Werkbundarchiv im Zuge dieser neuerlichen Veränderungen im Umgang

mit Objekten in ›Werkbundarchiv – Museum der Dinge‹ umbenannt. Schulzes Blick in die Konsumgeschichte zu dieser Zeit lässt ähnliche Prozesse erkennen. Zunehmend wurde nach dem identitätsstiftenden Charakter von Waren gefragt und auf das Können sowie den emotionalen Wert der zu erwerbenden Dinge verwiesen.

Mit dieser Studie legt Schulze eindrücklich dar, dass die Entwicklungen musealer Praktiken von Ausstellungen ohne Objekte hin zu Ausstellungen mit für sich sprechenden Dingen von den jeweils aktuellen geisteswissenschaftlichen Grundannahmen, gesellschafts- und ausstellungspolitischen Zielen, aber auch dem zeitgenössischen Konsumhandeln geprägt sind und entsprechend unterschiedliche Vorstellungen vom Objekt/Ding zugrunde legen. Der eingängige Titel der Studie ist jedoch ein wenig irreführend. Er erweckt den Eindruck, es habe in der Museumsgeschichte eine geradlinige Entwicklung von stummen Objekten zu sprechenden Dingen gegeben. Zum einen setzt Schulze seine Untersuchung erst in den 1970er Jahren an und verweist selbst darauf, dass bereits in den vorangegangenen Zeiten angenommen wurde, Objekte hätten aus sich heraus einen bildenden, mithin ›sprechenden‹ Charakter gehabt. Zum anderen hat er in seinen Analysen gezeigt, dass auch die jeweiligen Ausstellungs- und Vermittlungsziele die Vorstellung von einer Sprachfähigkeit der in den Sammlungen vorhandenen Objekte prägen.

Insbesondere in den Vorhaben der 1970er und 1980er Jahre, eine Sozial- und Arbeitergeschichte oder Frauengeschichte auszustellen, für die die Objekte fehlten, wird deutlich, dass Objektwissen, Ausstellungsziele und gesellschaftspolitische Debatten in einem Wechselverhältnis stehen. Um dieses Wechselverhältnis weiter zu verfolgen, wäre für die

1990er und 2000er Jahre ein Blick auf die dann stärker werdenden Debatten um die Provenienz von Objekten und das Ausstellen von Kolonialgeschichte spannend gewesen. Schulzes Ansatz, den Blick von den Entwicklungen der Institution Museum auf den Wandel des Objektwissens zu verlegen, ist aber ohne Frage eine neue und weiterführende Perspektive auf die vielfältigen Auseinandersetzungen um Bedeutungsbildungen in Museen und ließe sich für letztgenannte Debatten weiterführend einsetzen.

Lisa Spanka (Bremen)

## Botschafter der Revolution

---

*Christian Helm, Botschafter der Revolution. Das transnationale Kommunikationsnetzwerk zwischen der FSLN und der bundesdeutschen Nicaragua-Solidarität 1977–1990 (Studien zur Internationalen Geschichte; Bd. 39), Oldenburg (De Gruyter) 2018, 411 S., 68 €*

Die Bundesrepublik Deutschland hat im Zusammenhang und Nachwirken der Studentenbewegung von 1968 einen Globalisierungsschub besonderer Art erlebt, der von der Forschung lange wenig als solcher beachtet wurde: Es bildeten sich politische und soziale Initiativen mit dem Ziel der »internationalen Solidarität«. Zuerst ging es um den Kongo, um Kuba und den Iran. Der Protest gegen den Vietnamkrieg erreichte dann schon große Bedeutung, und fortgesetzt wurde die Linie mit einem deutlichen Schwerpunkt in Lateinamerika: Chile, Nicaragua, später El Salvador und Guatemala. Der Hintergrund der Bewegungen war das wachsende Bewusstsein von der Bedeutung der »Dritten Welt« für das eigene Land und für eine friedliche und zu-